

Eine „Armee Gottes“ für Menschen am Rand der Gesellschaft

Die Heilsarmee ist 150 geworden!

Mit einem „Niemals“ begann vor 150 Jahren die Geschichte dieser christlich-sozialen Bewegung. An einer Tagung der „Methodist New Connection“, einer Abspaltung von dem wesleyanischen Hauptstrom der späteren Methodist Church in Großbritannien, wurde dem späteren Heilsarmee-Gründer William Booth (1829–1912) versagt, als missionarisch engagierter Prediger unabhängig von einer Gemeinde missionieren zu können. „Niemals“, rief damals Catherine Booth von der Galerie herunter, als William wieder an eine Gemeinde gewiesen wurde. Es sieht so aus, als sei sie nach unten gestürzt, habe ihren William an der Hand ergriffen und mit ihm zusammen den Kirchenraum und die kirchliche Gemeinschaft verlassen.

Typische Aktivitäten dieser christlichen „Armee“

Im Laufe der Jahre wuchs aus der Arbeit an Zuhältern, Prostituierten, ausgestoßenen Alkoholkranken, Drogenabhängigen und Obdachlosen unter einer – vielleicht unter diesen Umständen notwendigen – straffen militärischen Führung die „Heilsarmee“. Der Name spricht aus, worum es ihr ging: den Kampf um Heilung an Leib und Seele. Diese ungewöhnliche und mutige Gemeinschaft entwickelte sich unter der Leitung starker, im ursprünglichen Sinn charismatischer Leitungspersönlichkeiten, einer Frau mit ihrem Mann. Beide waren von einem starken Sendungsbewusstsein erfüllt. Nur vier Jahre nach der Gründung der „Armee der Liebe Gottes“ wandte sich William Booth 1886 an die Herrscher in den deutschen Kleinstaaten. Er forderte sie auf, „mit aller Macht und allem Einfluss dahin zu wirken, Krieg zu verhindern“ und, mit dem Blick nach Ostasien gerichtet, sich dafür einzusetzen, „daß dem schändlichen Opium Handel ... ein Ende gemacht wird“. Der Brief war von Vertretern aus zwölf Ländern unterzeichnet, von manchen mit kyrillischen oder chinesischen Schriftzeichen.

Eine der Unterschriften kam von einem Schweizer. In dessen Heimat zog diese „Armee Gottes“ im Dezember 1882 zuerst in Genf ein. Ein Teil-

nehmer berichtete aus der Versammlung in einem „Casino“: „Eine bunte Menge füllte den Saal. Mit freundlicher Hand wurden Männer, die nicht im besten Zustand waren und deren Äußeres zeigte, dass ihre Kleider nicht bloß unter der Arbeit des Tages zerrissen worden waren, auf die Estrade geführt und dort in nächster Nähe der Evangelistin gruppiert.“ Die Ansprache der Catherine Booth sei „von ergreifender Wirkung gewesen. Man hätte ein Herz von Stein haben müssen, um nicht durch die herzinnige Frömmigkeit, die tiefe Liebe zu den Seelen, den fröhlichen Geist der Hingabe, welche aus den Worten dieser edlen Frau herausklangen, auf's tiefste ergriffen zu werden“. Alles das war charakteristisch: die Überwindung bürgerlicher Kirchlichkeit, die Hinwendung zu solchen, die man in keiner Kirche antraf, die emotionale, engagierte Predigt einer Frau, vorher schon der gesellschaftliche internationale Einsatz gegen Krieg und fernen Opiumhandel. Einer der feinen Bremer Domprediger, Karl Rudolf Schramm, schrieb 1883 eine Schrift unter dem Titel „Das Heer der Seligmacher“. Ein ironischer Unterton schwingt mit. Solche Spektakel hätte er sich in seinem heiligen Dom nicht vorstellen können und wollen.

In Stuttgart, dem ersten Ort der Heilsarmee-Aktivitäten in Deutschland, griff die Polizei ein. Die Art von Heilsverkündigung für Leib und Seele konnten auch die schwäbischen Pietisten nicht ertragen. Nach der Erlangung einer Genehmigung, der frühere Verbote vorausgingen, durften unter polizeilicher Kontrolle nur solche in den gemieteten Versammlungssaal eingelassen werden, die eine spezielle Einladungskarte vorzeigen konnten.

Eine geteilte Meinung in der Öffentlichkeit und der methodistischen Kirche

Die Heilsarmee passte nicht ins Bild kirchlicher Arbeit. Die Öffentlichkeit, aber auch die Christen in den Kirchen schüttelten den Kopf. Es gab zahlreiche Schriften gegen ihre Arbeit und ihren Stil. Aber es gab auch Freunde, die sie unterstützten. Vielleicht war die Skepsis bei den kontinentalen Methodisten darin begründet, dass sie selber diskriminiert und gesellschaftlich an den Rand gedrängt waren. Und nun das noch! Ein Abkömmling aus der eigenen Tradition, vielleicht sogar einer, der manchen methodistischen Aktivitäten auf der Britischen Insel mit seiner Hinwendung zu den Menschen am Rand der Gesellschaft, dem Friedensengagement, dem Einsatz gegen Drogen und dem Ruf zum Heil näher stand als

der deutsche Zweig dieser Kirche, der auf dem besten Wege war, sich der kirchlichen und bürgerlichen Situation anzupassen. Andererseits wandte sich ein erfolgreicher Industrieller aus der methodistischen Tradition, Jakob Junker, ein Bruder des methodistischen Frankfurter Seminardirektors, der Armee zu. Er gab die berufliche Karriere auf und engagierte sich über alle Maßen und wurde Oberstleutnant von Gottes Gnaden. Sein Kapital, das er als Direktor eines Kohlebergwerks in Gelsenkirchen ansammelte und ihm durch seine patentierten Erfindungen zufließte, setzte er restlos für die Heilsarmee ein.¹

Wie erging es der „Heilsarmee“ mit den anderen Kirchen?

Ihre bewundernswerte Arbeit, zu der nur wenige Zweige innerhalb der Kirchen fähig oder auch willens sind, hätte von Anfang an die Unterstützung aller Kirchen verdient gehabt. Kaum jemand wird widersprechen, wenn behauptet wird: Sie hat von Anfang an eine Art „Stellvertreterfunktion“ ausgeübt. Sie arbeitete ja, wie es nun wirklich der methodistischen Tradition entspricht, nicht gegen die Kirchen, sondern sie wandte sich an die „Verlorenen“ und war damit in der Spur, einen der Uraufträge der Kirche Christi zu erfüllen. Eine „Option für die Armen“ war von Anfang an ihr zentrales Proprium.

Aber alle Kirchen hielten sich vornehm zurück, auch die Freikirchen. Es ist anfangs wohl jahrzehntelang nicht erwogen worden, auch die Heilsarmee in ihre seit 1916 aktiv gestaltete Gemeinschaft einzuladen oder ihr 1926 zur konstituierenden Sitzung der Vereinigung Evangelischer Freikirchen in Deutschland (VEF) ein Angebot zu machen, mit unter das gemeinsame Minderheitendach zu schlüpfen.

Das hatte seine Auswirkungen bei den Vorbereitungen zur Bildung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) und schließlich bei ihrer Konstituierung 1948. Die Vorarbeiten waren eng mit der freikirchlichen Vereinigung (VEF) als Ansprechpartner der EKD verbunden. Da hatte es auch nichts genützt, dass aus dem Bereich des Weltbunds für Freundschaftsarbeit der Kirchen schon 1945 den Rat der EKD die Aufforderung erreichte, sich in Deutschland ökumenisch zu organisieren und dabei die

¹ Vgl. Karl Heinz Voigt: Art „Jakob Junker“, Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. 19 (2001), Sp. 783–792.

Heilsarmee und die Quäker nicht aus dem Blick zu lassen. Endlich, nach der Bildung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) 1948 in Amsterdam war Oberstleutnant Richard Flade Teilnehmer einer Jahrestagung der VEF. Nachdem die weltweite "Salvation Army" in Amsterdam Gründungsmitglied des ÖRK war, hatte sich auch in Deutschland ihr kirchlicher Status offensichtlich verändert.

Kurz vor der Gründungsversammlung des ÖRK war auch die deutsche ACK gebildet worden. Zur konstituierenden Sitzung war die Heilsarmee noch nicht eingeladen. Aber noch im gleichen Jahr wurde unter Martin Niemöllers Vorsitz beschlossen, die Heilsarmee und die Quäker einzuladen. Das Hauptquartier nahm die Einladung an und entsandte umgehend Major Karl-Heinz Wilderoder. Der Kontakt war hergestellt. Über Jahre blieb es bei einer gastweisen Teilnahme. Erst als der Baptist Hans Luckey auf ein Wachstum durch die Einladung weiterer Kirchen drängte, wurde der deutsche Zweig der Heilsarmee 1966 auch offizielles ACK-Mitglied. Ihre aktive Teilnahme bekam jedoch schon 1968 einen Dämpfer. Auslöser war der in Genf aufgelegte „Sonderfonds für ein Antirassismus-Programm“. Nachdem die Londoner Zentrale ihre Genfer Mitgliedschaft suspendierte, zog das Kölner Hauptquartier im Blick auf die ACK nach. Das hatte einen konkreteren Hintergrund als die heftige Debatte zu dieser Frage an die Landessynode in Württemberg von 1970. Die weltweite Gemeinschaft der Heilsarmee hatte Ermordungen unter den Lehrerinnen von afrikanischen Missionsschulen zu beklagen, in die offensichtlich eine der von Genf unterstützten „Befreiungsbewegungen“ involviert war. Als es aber zur Neukonstituierung der Bundes-ACK in Verbindung mit dem Beitritt der römisch-katholischen Bistümer und der ersten orthodoxen Kirche, den Griechen, kam, war Walter Flade für die Heilsarmee in Deutschland zur Unterzeichnung der neuen Satzung berechtigt.

Im Rahmen der sog. „Würzburger Synode“, die nach dem Ende des Konzils deren Folgen für den Raum der katholischen Deutschen Bischofskonferenz erörtere, gab es unter dem bekannten Ökumeniker Pater Gerhard Voss OSB eine Arbeitsgruppe, die sich mit den hiesigen ökumenischen Beziehungen befasste. Sie zog in der Konsequenz des römischen *par cum pari* eine Linie aus, die auch die Minderheiten als Partner im Blick haben sollte. Dazu gehörte auch die Heilsarmee.

Andere ökumenische Verbindungen

Zum „Ökumenischen Komitee“ in Stuttgart, das bald alle Kirchen in den beiden damaligen Bundesländern Baden und Württemberg umfasste, gehörte die Armee von Anfang an. Das war seit 1950. Vorher war 1947, als nach dem Kriege in der Berliner Ernst-Moritz-Arndt-Kirche der erste Weltgebetstag der Frauen stattfand, ganz selbstverständlich eine Offizierin der Salvation Army an der Gestaltung beteiligt. 1970 hätte man sich die nationale Bildung eines Weltgebetagskomitee gar nicht ohne ihre Mitwirkung vorstellen können, denn Frauen spielten dort schon immer eine zentrale Rolle. Auch an der jährlichen Aktion *Brot für die Welt* beteiligten sich die Gemeinden, in der Sprache der Heilsarmee die „Korps“, ganz selbstverständlich, obwohl sie selber finanzielle Hilfe nötig hatten. Neben der Vereinigung Evangelischer Freikirchen, in der die Heilsarmee nach längerer Gastmitgliedschaft seit 1988 Mitglied wurde, gehört sie auch dem Diakonischen Werk und der Deutschen Bibelgesellschaft an. Die kleine „Kirche“ ist höchst aktiv auch in das nationale ökumenische Netzwerk eingebunden.

Ein Blick auf das Sakramentsverständnis

Bei der Magdeburger gegenseitigen Taufanerkennung spielte die Heilsarmee natürlich keine Rolle, insofern sie weder Taufe noch Abendmahl kennt. Aber ein Blick auf ihre „Fahne“ ist angebracht. Schon bei der Weihe der ersten Fahne sagte Catherine Booth ganz in den Metaphern der Armee, sie ist „ein Symbol unserer Hingebung an unseren großen König im Himmel“. Wo sie aufgerichtet wird, ist sie ein Zeichen des Sieges.

Wer als Mitglied in die Heilsarmee aufgenommen wird, also „Salutist“ oder „Salutistin“ wird, legt unter der Fahne ein Gelöbnis ab. Dazu gehört das persönliche Bekenntnis der gläubigen Annahme durch Jesus Christus als „meinen Herrn und Heiland“ und das Verlesen der offiziellen „Kriegsartikel“, in denen er oder sie sich zur „Lebensweise eines Bekenners Jesu Christi“ und zum „Entschluss, ein Kämpfer zu sein“ verpflichtet. Die „Salutisten“ verpflichten sich unter der Fahne unter dem Erheben seiner rechten Hand, um nach alter Tauf Liturgie allem Bösen, „was meine Seele oder meinen Geist abhängig machen könnte“, abzusagen.

Da Salutisten in den europäischen Ländern mit territorial organisierten Kirchen leben, ist eine Doppelmitgliedschaft nicht ausgeschlossen. Wer dort als Kind getauft wurde und sich später der Heilsarmee anschloss, erlebte damit praktisch eine zweite „Taufe“. Wer in der römischen Kaiserzeit

als Legionär unter der Fahne zum Dienstantritt einen Fahneneid leistete, den man damals schon als „Sakramentum“ bezeichnete, der wurde in die kaiserliche Truppe eingereiht. Als die Kirche ihre Täuflinge in die Gliedschaft einreichte, übernahm sie diese Terminologie für ihren sakramentalen Akt. Vielleicht ist die Heilsarmee in ihrem Aufnahmeakt dem „Taufakt“ näher, als man gemeinhin denkt.

Bewunderung und Distanz

In unserer Gesellschaft bestimmt ein ganz festes, fast unumstößliches Bild vom Leben der Kirche die Öffentlichkeit. Die Heilsarmee erfüllt diese Erwartung einer bürgerlichen Kirche in keiner Weise. Wenn die Salutisten zu später Stunde durch die Kneipen ziehen und für ihre Sozialarbeit sammeln, dann spürt sie Zustimmung. Und wenn sie Alkoholisierete an einer Straßenecke aufammelt, dann sind manche Behördenvertreter froh, wenn sie entlastet werden. Aber der Respekt geht selten soweit, dass sich jemand eingliedern lässt in diesen „militärischen Friedensverbund Gottes“. Da hilft es auch nicht, wenn eine Schweizer Heilsarmee-Band es kürzlich bis zur Teilnahme am Eurovision Song Contest 2013 in Malmö gebracht hat. Immerhin zeigt dieses Beispiel die Wandlungsfähigkeit, so dass man nach 150 Jahren der Heilsarmee auch in Zukunft allerhand zutrauen kann.

Karl Heinz Voigt

(Karl Heinz Voigt ist Pastor der Evangelisch-methodistischen Kirche und war Mitglied der Ökumene-Kommission der EKD.)